Die Fähre

50 Jahre
1972 - 2022
Die Fähre

FESTSCHRIFT ZUM JUBILÄUM

Inhalt

4 Grußwort der Senatorin
5 Aufsichtsrat – Günter Heinemann
6 Interview Geschäftsführung Teil 1

8 Entstehung Wohnhaus und Nachsorge
12 Interview und Gedichte von Herrn Bonnen
14 Erinnerungen und Bilder von Frau Hebell
16 Postkarten-Aktion & Erinnerungen von Frau Keil
17 Erinnerung von Dörte Röhlk
18 Interviews zum Sprung über die Elbe
20 Erinnerung von Monika Paulick

22 Wohnhaus Graumannsweg und Elbfähre & Appartementhaus Flex-Appart
24 ASP Die Fähre - Mitte & ASP Die Fähre - Süd

26 Angebot für junge Erwachsene
28 Phönixklasse
30 Mobiles Atelier

32 Cafe Rennkoppel
34 KURS B

36 Interview Geschäftsführung Teil 2
38 Impressum

Grußwort der Senatorin

**Sehr geehrte Frau Hildebrandt, sehr geehrter Herr Niestreu,
sehr geehrte Damen und Herren, liebe Leserinnen und Leser,**

ich gratuliere dem Verein „Die Fähre“ ganz herzlich zum 50-jährigen Bestehen.
Ihre Arbeit in den vergangenen fünf Dekaden ist voller Verdienste für die sozialpsychiatrische Angebotslandschaft wie wir sie heute kennen und wie sie sich stetig – auch durch die innovativen Konzepte der „Fähre“ – weiterentwickelt.

Noch vor der Psychiatrie-Enquête haben die damaligen Akteurinnen und Akteure der „Fähre“, bestehend aus Mitarbeitenden der Sozialbehörde und der Psychiatrie in Ochsenzoll, zur Gründung eines der ersten sogenannten Übergangswohnheime in Hamburg beigetragen. Ziel war es, psychisch erkrankten Menschen eine Perspektive außerhalb der Kliniken zu ermöglichen und sie beim Übergang in passgenaue Angebote, beziehungsweise eigenen Wohnraum, zu unterstützen. Für Menschen, die nach dem Auszug aus dem Übergangswohnheim weiterhin Unterstützung benötigten, wurde das „Betreute Wohnen“ 1984 eröffnet und mittlerweile erfolgreich in die Leistungsform „Assistenz in der Sozialpsychiatrie“ überführt.
Doch hier endete das Engagement des Vereins „Die Fähre“ nicht: Nach der Schließung des Übergangswohnheims im Graumannsweg wurde 2015 das „Wohnhaus Elbfähre“ auf der südlichen Seite der Elbe in Betrieb genommen. 2019 folgten zwei weitere sehr innovative Projekte unter einem Dach: das Appartementhaus „Flex-Appart“ und das „Café Rennkoppel“. In diesem Rahmen können Menschen mit unterschiedlichsten Unterstützungsbedarfen Assistenzleistungen und Bestärkung für ihren weiteren Weg erfahren. Außerdem haben sie die Möglichkeit, in einem Café erste Erfahrungen in der Gastronomie zu sammeln. Die enge Vernetzung im Sozialraum stärkt die Sozialkompetenzen der Bewohnerinnen und Bewohner, baut Hemmnisse ab und fördert zugleich den inklusiven Geist im Quartier.

Seit seiner Gründung bis heute hat sich der Verein „Die Fähre“ sehr verdient gemacht in den Bereichen Rehabilitation, Begleitung und Inklusion von Menschen mit seelischen Behinderungen und unterschiedlichen Bedarfslagen. Sie können zu Recht stolz auf das Erreichte und neugierig auf die Zukunft sein!

Für Ihr unermüdliches Engagement, Ihre Kreativität und Innovationsbereitschaft, wenn es um die bestmögliche Versorgung und Förderung von Menschen mit seelischen Behinderungen geht, möchte ich mich im Namen des Senates der Freien und Hansestadt Hamburg bedanken. Ich wünsche Ihnen weiterhin viel Kraft, Mut und Durchhaltevermögen für die kommenden Jahre und Jahrzehnte.

Dr. Melanie Leonhard

Sozialsenatorin
Behörde für Arbeit, Gesundheit, Soziales, Familie, Integration.

Der aktuelle Aufsichtsrat der Fähre besteht aus Günter Heinemann, Dr. Angela Legahn, Werner Mauch, Bernd Opitz und Maria Seidel. Wir bedanken uns für ihre verlässliche und sorgfältige Arbeit und bei Herrn Heinemann als Aufsichtsratsvorsitzenden für seinen Beitrag zu unserer Festschrift in Form eines Gedichts.

Fünf Verse für fünf Jahrzehnte Fähre

**Die Fähre wird, was manchen wohl wundert,
in diesen Tagen ein halbes Jahrhundert-
und was man sogleich dazu sagen kann,
man sieht es ihr, weiß Gott, nicht an!**

**Dabei fing alles recht mühsam an,
Psychiatriekritik ging der Gründung voran
und wurde durch Gruppen engagierter Leute,
auf Umwegen zu dem, was wir feiern, heute.**

**Sie wollten anstelle der Verwahranstalten,
ein offenes, soziales Angebot entfalten,
mit Selbstbestimmung und Menschenwürde,
da gab es politisch und praktisch so manche Hürde.**

**Doch nach fünfzig Jahren können heute wir sagen,
die Fähre hat diese Bürde sehr wacker getragen
und im Laufe der Jahre große Schritte gemacht,
an die zuvor oft noch keiner gedacht.**

**Und so machen wir weiter voll Zuversicht,
denn ein Fertigsein gibt es ja nicht,
mit den Menschen und ihrer Lebensgestaltung
und immer neuen Ideen für deren Entfaltung.**

Günter Heinemann

Interview
mit Maik Niestreu, Geschäftsführung, Teil 1

Maik Niestreu ist seit 2017 für unseren Verein tätig. Er unterstützte zunächst unsere damalige Geschäftsführerin Frau Pantelias in ihrer Arbeit und übernahm dann die Geschäftsführung als Einzelperson. Inzwischen ist Gundula Hildebrandt ebenfalls Teil der Geschäftsführung unseres Vereins.

Im ersten Teil des Interviews blicken wir zurück auf die vergangenen Jahre und orientieren uns dabei an den Fragen, die wir sonst Klient*innen im Rahmen der Sozial- und Verlaufsberichte stellen.

1. Welche personenbezogenen Ressourcen haben Sie dazu veranlasst die Aufgabe der Geschäftsführung im Verein „Die Fähre e.V." zu übernehmen?

In erster Linie war es zum damaligen Zeitpunkt tatsächlich ein Stück weit Zufall oder eine Chance, die sich daraus ergeben hat, dass meine Vorgängerin ihren Vertrag vorzeitig beendete um etwas Neues zu beginnen. In Gesprächen mit dem Aufsichtsrat wurde mir die Stelle dann angeboten.
Ein wichtiger Aspekt dieser Gespräche war die Einigung auf einen gemeinsamen Wachstumsbegriff. Mir war wichtig, dass ich so viel Freiheit in der Geschäftsführung habe, um eine gute Fachlichkeit des Vereins mit den ökonomischen Notwendigkeiten und Rahmenbedingungen gut vereinbaren zu können. Wir haben uns damals auf den Begriff des qualitativen Wachstums geeinigt.

In Hinblick auf persönliche Ressourcen gesehen würde ich sagen, dass ich meine bisherigen Erfahrungen bei der Fähre als Bereichsleitung ASP und stellvertretender Geschäftsführer mit einbringen konnte. Dadurch hatte ich einen recht guten Einblick in alle Bereiche. Zudem kann ich ganz gut bei verschiedenen Arbeitsstilen und Haltungen mitschwingen und diese am Ende zu einem guten Ganzen zusammenführen.

2. In welchen sozialen Bereichen haben Sie seitdem die größten Beeinträchtigungen der Teilhabe wahrgenommen

Definitiv in meiner Freizeit. Das erste Jahr als Geschäftsführer war geprägt von Prozessen des Findens und Sortierens. Dies, in Verbindung mit meinem kleinen Sohn zu Hause, hat den Bereich Freizeit stark eingeschränkt.

3. Welche nicht-professionellen Hilfen in Ihrem Umfeld können Sie nutzen, um diese Beeinträchtigungen auszugleichen?

Auch wenn es ein bisschen eine Standardantwort ist: Freund*innen und Familie. Trotz des Drangs, nach der Arbeit einfach mal nichts zu tun, versuche ich mich doch bewusst zu verabreden, damit die soziale Teilhabe nicht hintenüberfällt. Gleichzeitig genieße ich es aber auch, Tage ohne ToDo-Liste zu haben, an denen ich auf dem Sofa rumliegen kann.

4. Inwiefern wirken sich Ihre Tätigkeiten für den Verein auf Ihre alltägliche Lebensführung und den Bereich der Hauswirtschaft aus?

Ganz schlecht. An der Stelle muss ich gestehen, dass mir da Struktur guttun würde. Das ist etwas, dass bei mir klassisch hintenüberfällt, wenn ich wenig Zeit habe.

5. Welche Veränderungen im Bereich der Gesundheitsförderung und -erhaltung konnten Sie beobachten?

Was ich beobachten konnte ist, dass ich in meiner Freizeit teilweise viel an die Arbeit denke. Das ist bestimmt nicht besonders gesund und ein Signal für mich selbst daran zu arbeiten. Gerade sind aber so viele große Themen wie Corona oder die Inflation präsent, die einen teilweise schlaflos werden lassen.

6. Wie beurteilen Sie Ihre aktuellen Beziehungen am Arbeitsplatz?

Sehr gut und sehr angenehm, ich habe immer mit sehr netten Kolleg*innen zu tun.
Ich habe auch das Gefühl, dass die großen Themen, um nicht Krisen sagen zu müssen, die sozialen Beziehungen am Arbeitsplatz eher im positiven Sinne beeinflussen, dass man da gemeinsam dran arbeitet und sich als „Team Fähre" versteht und das gemeinsam hinkriegt.
Ein andere wichtiger Aspekt für mich ist, dass man bei aller Ernsthaftigkeit beim Arbeiten auch miteinander lachen und Spaß bei der Arbeit haben kann.

Die Fähre – Wie alles anfing … und wie es weiterging

Der folgende geschichtliche Überblick ist eine Zusammenfassung des Textes „Wie alles anfing“ von Peter Luley und den Ausführungen von Hanspeter Kruse „…und wie es weiterging“.
Die Texte erschienen im Original 1992 in der damaligen Jubiläumsbroschüre unseres Vereins. Wir haben sie etwas gekürzt und nachträglich gegendert.

Die Anfänge der FÄHRE liegen im Jahr 1964: Der österreichische Soziologe Hauser befand sich auf einer Vortragsreise in Deutschland. Mitarbeiter*innen der Sozialbehörde in der Kaiser-Wilhelm-Straße waren eigens nach Köln gereist, um seinen Vortrag zum Thema „Gruppenarbeit mit psychisch Kranken“ zu hören. Sie kamen aus der damaligen Vormundschafts- und Fürsorgeabteilung und waren so begeistert, dass die Idee geboren wurde, Hausers Konzept auf die eigene Klientel anzuwenden und „Hauser-Gruppen“ ins Leben zu rufen.
Außer den/der niedergelassenen Psychiater*innen gab es so gut wie keine außerklinische Versorgung psychisch Kranker. Konnte ein*e Patient*in nicht selbstständig außerhalb der Klinik leben, musste er/sie zwangsläufig dort verbleiben, manchmal jahrzehntelang. Die „Verwahrpsychiatrie“, das heißt die fragwürdige Ausgrenzung psychisch Kranker aus allen gesellschaftlichen Bezügen, die Suche nach neuen Wegen der Öffnung der Landeskrankenhäuser, aber auch der Gesellschaft für ihre Randgruppen – dies waren die bestimmenden Themen der Zeit.
Jedoch verfingen entlassene Patient*innen sich mangels Einbindung in ein tragfähiges soziales Netz noch immer im „Drehtüreffekt“. Der Versuch, alleine auch außerhalb der „Mauern“ zu leben, scheiterte allzu oft am Mangel an Kontakten und praktischen Lebenshilfen. Und genau in diesem Punkt schien das Hausersche Konzept eine Lösung anzubieten:

„Menschen mit gleichen Problemen versuchen, gemeinsam mit Hilfe von Fachkräften ihre Schwierigkeiten zu überwinden, bzw. lernen mit ihnen zu leben. Als therapeutisches Mittel wird deshalb die Gruppenarbeit eingesetzt. Sie ist ein Übungsfeld, in dem die verlorengegangenen Bindungen und sozialen Beziehungen wieder erlernt werden können. Bei der Gestaltung der Gruppentreffen sind alle Mitglieder beteiligt, das Programm wird gemeinsam erstellt. In seinem Rahmen wird jedes Gruppenmitglied angeregt, eigene Aktivitäten zu entwickeln. Als therapeutische Mittel dienen u.a. Diskussionen, Spiele, Singen, Tanzen, Werken und Wandern.“
(aus: Konzept vom 1.8.72)

Es taten sich also Gleichgesinnte zusammen, um Gruppen mit psychisch Kranken zu bilden. In der Behörde hatte sich die Arbeit mit den Hauser-Gruppen bald einen festen Platz erobert und war inzwischen auch als Reha-Maßnahme nach dem BSHG
anerkannt. Die Gruppen hatten damals keine eigenen Räume, sondern mussten sich für ihre Treffen immer neu in den Räumen anderer Einrichtungen verabreden. Dies war auf Dauer und bei wachsenden Besucher*innenzahlen ein unhaltbarer Zustand. Gesucht wurden Räumlichkeiten, die nicht nur Platz für die Gruppentreffen bieten sollten, sondern in denen die Mitarbeiter*innen für psychisch instabile Besucher*innen auch Übernachtungsmöglichkeiten bereitstellen konnten. Schließlich überraschte Frau Nordmann das Mitarbeiter*innenteam 1972 mit einer sensationellen Neuigkeit: Sie habe von einem Hotel im Graumannsweg gehört, dessen Betreiber*innen – die Eheleute Koschinek – sich aus Altersgründen zur Ruhe setzen und das Gebäude vermieten wollten. Einen Haken allerdings hatte die Sache: Zum damals astronomischen Preis von 91.481,50 DM (inklusive Makler*innengebühr) musste das gesamte Hotelinventar übernommen werden, hinzu kamen die Kosten unvermeidbarer baulicher Veränderungen und Renovierungsmaßnahmen, insgesamt 180.840,62 DM, die aufzubringen waren. Ein gemeinnütziger Verein musste gegründet werden, um dann über Spenden die erforderliche Summe aufbringen zu können.

Das Deutsche Hilfswerk sagte 50.000 DM zu, die Hamburger Sparkasse wollte 30.000 DM beisteuern. Die Differenz wurde u.a. durch eine Zuwendung der Stadt Hamburg ausgeglichen. Auch in der Hamburger Straße wurde das neue Projekt begrüßt, wohl auch dank der positiven gutachterlichen Stellungnahmen. Der Übernahme des Hotels Koschinek durch den noch zu gründenden Verein stand nun nichts mehr im Wege.

Am 1. November 1972, nach nur drei Monaten Vorbereitungszeit, war es dann soweit: Die Projektgruppe lud zur konstituierenden Sitzung ihres neuen Vereins in den Graumannsweg ein. Es kamen 56 Gründungsmitglieder, darunter – für viele überraschend – eine große Gruppe von Ärzt*innen aus dem AKO. Das Projekt hieß fortan DIE FÄHRE, Nachsorgeeinrichtung für psychisch Kranke.

Die eigentliche Arbeit begann erst jetzt richtig, so dass Privatleben und Beruf bald nicht mehr zu trennen gewesen waren. Nicht nur die Mitarbeiter*innen der Hauser-Gruppen, die sich fortan auch um die neuaufgenommenen Bewohner*innen kümmern mussten, auch der Vorstand stand vor einem Berg an Arbeit, der an die Grenzen der Belastbarkeit ging. Es war bald klar, dass Fachpersonal eingestellt werden musste, vor allem, um die Betreuung der Bewohner*innen sicherzustellen: im November 1972 gab es drei, im Januar 1973 aber schon 19 neue Bewohner*innen. Es stellte sich zudem rasch heraus, dass die Bewohner*innen in der weitgehend unstrukturierten Situation ohne gezielte therapeutische Angebote überfordert waren, und die Mitarbeiter*innen im Wesentlichen zwei Aufgaben zu erfüllen hatten: Versorgungs- und Feuerwehrfunktionen in Krisensituationen. So wurde die Notwendigkeit eines strukturellen und konzeptuellen Rahmens für das Haus offensichtlich, und es wurde der Plan gefasst ein Übergangsheim zu etablieren.
Die ersten Jahre waren gekennzeichnet durch die Suche nach einem in sich schlüssigen Konzept, das vor allem den hohen Erwartungen, die alle Beteiligten an ihre Aufgabe stellten, entsprechen sollte. Man betrat ja Neuland. Es gab in Hamburg zu der Zeit keine andere Wohneinrichtung für psychisch Kranke, in der Selbstversorgung, Arbeit im Hause und Mitbestimmung über die Struktur des Alltags verwirklicht waren. Diese Zielsetzung musste Fragen nach der Rolle der Mitarbeiter*innen aufwerfen, die auch durch selbstkritische Reflexion nicht immer eindeutig zu beantworten waren. „Jede Situation ist eine Lernsituation“. Wer bestimmt den gesellschaftlichen Auftrag. „Die Verantwortlichkeit der Mitarbeiter für die Eigenverantwortlichkeit der Bewohner“ oder „Die therapeutische Zwangsbeglückung“ (so zwei Kapitelüberschriften).

Der Ausweg aus diesem Dilemma schien einerseits durch kritisches Hinterfragen der eigenen Rolle (in Teambesprechungen und durch Supervision), aber auch in stärkerer Beteiligung der Bewohner*innen an Entscheidungsprozessen innerhalb des Hauses zu liegen. Das „Meeting“, an dem alle Bewohner*innen und Mitarbeiter*innen verpflichtend teilnehmen mussten, wurde der Ort, an dem Bewohner*innen ihre Interessen artikulieren und durchsetzen konnten. Ihnen wurde ein Veto bei den von Mitarbeiter*innen getroffenen Aufnahmeentscheidungen zugestanden, was zwar einerseits den gewünschten Effekt der Übernahme von Verantwortung seitens der Bewohner*innenschaft hatte, sich andererseits jedoch verheerend auf abgelehnte Bewerber*innen auswirken konnte und letzten Endes der FÄHRE einen zweifelhaften Ruf im klinischen Umfeld einbrachte. Anfang der 80er Jahre wurde das Vetorecht der Bewohner*innen wieder abgeschafft.

1977 fand dann die Feier zum fünfjährigen Bestehen der FÄHRE statt. In der Broschüre sind die Worte „“Die Fähre“ ist das einzige Heim in Hamburg das nach dem Prinzip der Selbstversorgung arbeitet.“ noch zu lesen. In diese Zeit fielen auch erste Überlegungen, das Haus am Graumannsweg zu kaufen, allein der damals geforderte Preis von 700.000 DM übertraf alle Befürchtungen und so blieb es vorerst bei dem bestehenden auf 15 Jahre geschlossenen Mietvertrag.

Als 1980 das letzte Mitglied des Ur-Teams die Fähre verließ, ging damit eine Ära zu Ende, die Aufbauarbeit wurde abgeschlossen, die Fähre hatte sich etabliert. Anfang der 80er Jahre standen wichtige Entscheidungen an. Im Rahmen eines Modellprogramms der Bundesregierung sollte in Eilbek der Aufbau regionaler psychiatrischer Versorgungsstrukturen begonnen werden und die Fähre e.V. war im Gespräch, die Trägerschaft für eine Wohneinrichtung zu übernehmen. Obwohl der Verein prinzipiell bereit war, eine solche Trägerschaft zu übernehmen, scheiterte das Vorhaben im Herbst 1980, weil sich innerhalb und außerhalb des Vereins niemand fand, der das dafür nötige Engagement aufzubringen bereit war. Außerdem schlug sich der Verein immer noch mit der Frage herum, ob er nicht doch das Haus am Graumannsweg kaufen solle. Solange dieses Problem nicht gelöst war, wollte man sich nicht mit neuen Projekten befassen. Daneben stand zunächst die Sanierung des Hauses an. Auflagen der Feuerwehr waren zu erfüllen, Strom- und Wasserleitungen mussten sämtlich erneuert werden, die Fenster waren morsch. Der Vorstand musste sich im November 82 notgedrungen dazu durchringen, zugunsten der Sanierung alle weiteren Überlegungen in Richtung Hauskauf vorerst zurückzustellen und die vorhandenen Rücklagen somit zu investieren.

Offenbar beunruhigt durch die rege Bautätigkeit im Hause, meldete sich Anfang 1983 die Verwalterfirma Campe & Co mit der Hiobsbotschaft, dass sich die Erbengemeinschaft entschlossen hätte, das Haus zu verkaufen. Geforderte Summe: 850 000 DM. Jetzt war nicht nur guter Rat teuer. Der Verein hatte jetzt nicht einmal mehr Eigenmittel und war über die von der Haspa eingeräumte Hypothek von 680 000 DM hinaus nicht kreditwürdig. Die Verhandlungen mit Campe & Co, der Behörde und der Haspa zogen sich ergebnislos über das ganze Jahr hin und die Sorge über die Zukunft der Fähre e.V. wuchs. Da bot sich Michael Horstmann (damals Michael Fleischer) aus der Planungsgruppe Nachsorge an, mit einer Hypothek auf sein eigenes Haus in Höhe von 200 000 DM die Finanzierungslücke zu schließen. Das war die Rettung, wenn auch die Behörde nur nach zähen Verhandlungen bereit war, einem erhöhten Pflegesatz für Zinsen und Tilgung, ohne dafür Miteigentümerin zu werden, zuzustimmen. Am 6.3.1984 wurde der Kaufvertrag unterzeichnet.

Ebenfalls 1983 begann die Planung einer ambulanten Nachsorgeeinrichtung. Es hatte sich gezeigt, dass nach Auszug der Bewohner*innen häufig Krisen auftraten, die nur durch ambulante Weiterbetreuung durch die Fähre e.V.-Mitarbeiter*innen aufzufangen waren. Die Idee war, die Nachbetreuung durch dafür eigens einzustellende neue Mitarbeiter*innen sicherzustellen und diese zunächst über AB-Maßnahmen zu finanzieren. Im Januar 1984 nahmen Michael Horstmann und Rosi Goldhammer ihre Arbeit mit ehemaligen Fähre e.V.-Bewohner*innen auf.

In den letzten fünf Jahren bemühten sich dann die Mitarbeiter*innen verstärkt darum, neben den Schwerpunkten Hausarbeit und Arbeitstherapie den Kreativbereich weiter auszubauen. Wenn auch davon auszugehen ist, dass das Konzept über die vergangenen 20 Jahre im Wesentlichen beibehalten wurde, so musste sich doch der therapeutische Anspruch und die Einstellung den Bewohner*innen gegenüber jeder neuen Mitarbeiter*innengeneration erneut in Frage stellen lassen.

Dieser Prozess, der durch die permanente Auseinandersetzung mit Wunsch und Wirklichkeit, mit Macht und Ohnmacht in Gang gehalten wird, war den ersten Mitarbeiter*innen so vertraut wie denjenigen heute und muss wohl als die Grundlage akzeptiert werden, auf der (Weiter-) Entwicklung – für die Bewohner*innen wie Mitarbeiter*innen gleichermaßen – stattfindet.

Wie die Fähre einen Ableger bekam

Dieser Text stammt aus der Feder von Rosi Goldhammer und erschien im Original ebenfalls 1992 in der damaligen Jubiläumsbroschüre unseres Vereins. Auch hier haben wir leichte redaktionelle Anpassungen vorgenommen.

Im Januar 1984 wurde die FÄHRE-NACHSORGE gegründet. Als unter den Mitarbeiter*innen des Wohnhauses die Idee einer Nachbetreuung entstand, bewohnten nicht nur 20 Bewohner*innen das ehemalige Hotel, sondern es gab auch Ehemalige, die gerade oder bereits länger ausgezogen waren. Die Ehemaligen waren überwiegend nach ihrem Aufenthalt in der Fähre e.V. in Einzelwohnungen gezogen, besuchten jedoch teilweise sehr regelmäßig die Einrichtung. Sie kamen, um Wäsche oder sich selbst zu reinigen, ein gemeinsames Mittagessen mit den Bewohner*innen zu haben, im Aufenthaltsraum, auf der Veranda oder im Mitarbeiter*innenzimmer zu sitzen, um bei Kaffee oder Tee reden zu können. Für manche gab es auch Einzelgespräche mit den Bezugstherapeut*innen aus der Fähre e.V.-Zeit. Mal war es angenehm, die Ehemaligen wiederzusehen, oft waren sie aber auch nur geduldet und wurden von den Bewohner*innen als Eindringlinge erlebt.

Es gab auch Wohngemeinschaften von ehemaligen Bewohner*innen, die sich nach ihrer Zeit im Wohnhaus zusammengetan hatten, um gemeinsam in einer von der Fähre e.V. gemieteten Wohnung (am Grindelhof) zu leben. Auch diese Wohngemeinschaft bedurfte der tatkräftigen Unterstützung durch die Fähre e.V.-Mitarbeiter*innen.

Alles in allem gab es eine Menge hinsichtlich der Nachbetreuung zu tun.

Irgendwann war es dann klar: Die Fähre e.V. brauchte zusätzliche Arbeitskräfte, um eine Nachbetreuung für Ehemalige anzubieten. Also wurden im September 1983 zwei ABM-Stellen beantragt und irgendwann bekam Rosi Goldhammer einen Anruf, ob sie sich nicht vorstellen könnte, zusammen mit Michael Horstmann (damals Michael Fleischer) eine Nachbetreuung für das Wohnhaus aufzubauen. Dies konnte man sich vorstellen und nach dem Beschnuppern mit dem Fähre e.V.-Team und Herrn Horstmann legten die besagten Personen im Januar 1984 los. Eigene Räume gab es für die Gruppe noch nicht. Doch es existierte eine Liste von Ehemaligen und es waren auch schon welche da, die auf die neuen Mitarbeiter*innen warteten.

Zunächst wurde einige Wochen im Wohnhaus gearbeitet um alles kennenzulernen. Man nahm an Teamsitzungen und der Supervision des Teams teil und lernte die Bewohner*innen bei der Arbeit oder den gemeinsamen Mittagessen kennen. Für die Bewohner*innen war dies eine gute Möglichkeit, sich mit dem Thema „Auszug aus der Fähre e.V., will ich Nachbetreuung und von wem?“ zu beschäftigen. Doch man merkte sehr schnell, dass die Fähre e.V. für so viele Personen zu klein wurde und eine Ablösung der Bewohner*innen vom „Mutterhaus“ durch eine räumliche Trennung klarer und einfacher werden würde.
Es dauerte nur wenige Monate, dann stand dank Herrn Horstmanns Engagement eine Ladenwohnung am Mühlendamm zur Verfügung – fünf Minuten Fußweg zur Fähre e.V., fünf Minuten zur U-Bahn Uhlandstraße. Die Räume waren groß genug und es gab einen begrünten Hinterhof, der genutzt werden konnte und der ein wenig entschädigte für den Verkehrslärm in den vorderen Räumen, bedingt durch die Hauptverkehrsstraße Mühlendamm.
Die Wohnung war stark renovierungsbedürftig, doch auf diese Weise konnte man sich die Räume Stück für Stück aneignen, in dem man sie gemeinsam renovierte und gestaltete. Es konnte sich körperlich ausgetobt werden und man lernte die zu Betreuenden über gemeinsames Tun und Reden kennen: Vormittags wurde renoviert und Einkäufe erledigt, nachmittags wurden Gespräche geführt, Hausbesuche gemacht, an Teamsitzungen in der Fähre teilgenommen – und das Fähre e.V. – Wohnhaus stand allzeit mit Rat und Tat zur Seite.

Es wurde mit Fähre e.V.-Bewohner*innen eine zweite Wohngemeinschaft gegründet, man fuhr zum ersten Mal mit Ehemaligen in ein langes Freizeitwochenende, unternahm gemeinsame Tagesausflüge, half einzelnen Leuten beim Umzug oder Renovieren, machte sich viele Gedanken über Gruppenangebote und Einzelgespräche, probierte weitere Ideen aus und konnte alles mit dem Fähre e.V.-Team besprechen. Das war ein wichtiger Punkt, denn, als die Nachsorge gründetet wurde, gab es noch keine vergleichbare Einrichtung in Hamburg.
Und somit ist die Entstehung der Nachsorge der Fähre e.V. erzählt.

Interview und Gedichte

von und mit Herrn Bonnen

Herr Bonnen zog Ende der 70er in das Wohnhaus im Graumannsweg ein und lebt seit Anfang der 80er in einer von unserem Verein betreuten Wohngemeinschaften. Der Fähre-Ableger zur ambulanten Betreuung wurde damals unter dem Namen „Nachsorge Mühlendamm“ gegründet. Wir freuen uns sehr, dass er uns mit seinem Beitrag an seinen reichhaltigen Erfahrungen teilhaben lässt, die er seitdem gemacht hat. Zudem war er so freundlich uns einige seiner selbst verfassten Gedichte zur Verfügung zu stellen.

Ich bin 1979 nach Hamburg gekommen. Vorher war ich in Lübeck in der Psychiatrie, wo der Oberarzt meinte, ich solle nach Hamburg gehen. Ich bin dann ins Wohnhaus Die Fähre am Graumannsweg gezogen. Dort hatten wir vormittags immer Programm: Einkaufen, Essen kochen, sauber machen usw. Nachmittags wurde 2 bis 3x in der Woche gearbeitet. Im Keller des Wohnhauses wurden im Arbeitsraum Gardinenmuster hergestellt. Wir mussten kleine Gardinenstoffstücke mit Nieten an einem Bügel befestigen. Diese Gardinenmuster fertigten wir für Geschäfte an. Da ich diese Arbeit als „nervtötend“ empfand, haben wir den Mitarbeitern der Fähre vorgeschlagen, eine Holzwerkstatt einzurichten. Etwa ein halbes Jahr nach meinem Einzug kam dann Herr Kruse, der die Holzwerkstatt eingerichtet hat. Hier haben wir Möbel wie Betten, Regale usw. für die Bewohner gebaut. Ich habe dann auch noch um eine Fahrradwerkstatt gebeten, die mir bewilligt worden ist. Dafür habe ich dann alte Fahrräder, Dreiräder, Go Carts u.ä. vom Sperrmüll oder von der Straße besorgt und repariert. Die Fahrzeuge habe ich dann hauptsächlich verschenkt, ein paar auch verkauft. Das habe ich damals alles auf eigene Rechnung gemacht. Anfang der 80er Jahre bin ich dann in der Buchbinderei in der Hochallee gewesen.

Ein besonderes Erlebnis war eine gemeinsame Fahrt im Fähre-Auto nach Bonn zu einer Demo für die Erneuerung der Psychiatrie. Wir sind damals mit mehreren Autos dorthin gefahren. Es war so eine Art Sternfahrt. An dieser Veranstaltung hat auch Thomas Bock teilgenommen.
Einige Jahre nach meinem Einzug in das Wohnhaus bin ich dann in die betreute Wohngemeinschaft am Grindelhof gezogen, wo ich immer noch lebe. Seitdem werde ich von der ASP Die Fähre, früher Nachsorge Mühlendamm, betreut.
Ich bin mit drei anderen Betreuten in die WG gezogen. Damals hatte ich ein „Freiheitsgefühl“, was auch sehr mit der damaligen Zeit zusammenhing. Wir waren alle noch sehr jung. Wie auch heute kamen damals regelmäßig die Betreuer in die WG und haben nach dem Rechten gesehen. Zwischendurch hat auch mein Freund Charlie, den ich von früher kannte, für ein halbes Jahr bei uns gewohnt. Charlie hat in Hamburg ein Ethnologiestudium begonnen und benötigte dringend eine Unterkunft.
In den 80er Jahren bin ich zum Glauben gekommen, der für mich seither sehr wichtig ist. Ich bin damals viel gereist. Aber auch später habe ich immer wieder Reisen gemacht, u.a. mit einem anderen Betreuten nach Wien oder einer Mitbewohnerin nach Frankfurt.
Besondere Erlebnisse mit der Fähre waren die verschiedenen Freizeiten, an denen ich teilgenommen habe. Wir waren z.B. auf Mallorca, in Zingst, an der Müritz. Ganz besonders in Erinnerung geblieben ist mir das Surfen während der Freizeiten. Das habe ich schon als Jugendlicher gemacht. Nach einer Freizeit haben die Betreuer dann hier in Hamburg am Oortkatener See mit uns einen Surfkurs gemacht. Danach bin ich noch lange Zeit regelmäßig mit anderen Betreuten dorthin zum Surfen gefahren.
In der Fähre habe ich auch mehrere Jahre an der Gitarrengruppe teilgenommen.
Ich habe hier viele Freunde gefunden. Teilweise kennen wir uns schon aus dem Wohnhaus.
Typisch für die Fähre finde ich die Offenheit und Toleranz.
Das Leben in der Wohngemeinschaft ist eine große Hilfe für mich. Ohne die anderen könnte ich hier gar nicht leben, wäre wohl schon im Altersheim.
Ich möchte mich sehr bei den Betreuern und den anderen Klienten bedanken!

1971 habe ich mit dem Gedichteschreiben begonnen und vor ca. 2 Jahren einen Sammelband veröffentlicht.

Hier sind drei meiner Gedichte:

Drei Gedichte

Ich bin so aufgebraucht in Gegensätzen,
der täglich meiner Sünden Torheit trug,
muss sich für mich so tödlich stark verletzen,
bis der Erbarmer sprach, es ist genug.

Ich bin erlöst, frei nun von allen Lasten,
das Engelswesen gleich mich nichts mehr stört,
so wie sein Volk im Feiern und im Fasten,
nur noch dem einen Heiland angehört.

Ich leb nun frei von allen Widerständen,
nur noch dem einen, der Frieden für uns hat,
dankbar bekenne ich mit erhobenen Händen:
Es trinkt sich meine Seele bei ihm satt.

Jesus

Du schenkst mir Ruhe und Friede,
der höher ist denn alle Vernunft.
So sing ich vom alten Liede,
von Christi Wiederkunft.

Ich sterbe stückchenweise,
Tag für Tag.
Nun spüre ich ganz leise,
wie Jesus im Sterben lag.

Und fürchte ich auch ein wenig,
Sterben ist mein Gewinn.
Jesus Christus, der Völkerkönig,
das Ende ist der Beginn.

Mein Herr ist auferstanden,
der Niedrige gekrönt.
Alle, die zu ihm fanden,
sind jetzt mit Gott versöhnt

Wehre diesen bösen Mächten
Die in überlangen Nächten
Mich bedrängen für und für
Dass in diesen schwülen Tagen
Mich die Sünden nicht mehr plagen
Ich nicht Satans Stachel spür

Nur auf Jesus will ich schauen
meinem Herren jetzt ganz vertrauen
Dass mich seine Gnade trägt
Denn mein Leben war verloren
Doch er hat mich neu geboren
Und der Grundstein ward gelegt

Liebe ist das heilge Walten
Wenn die Menschen auch erkalten
Liebe trägt uns da hindurch
Liebend solln wir uns begegnen
Auch die Feinde herzlich segnen
Überwinden unsre Furcht

Dann in einem langen Leben
Wird der Friede uns gegeben
Den Vernunft niemals erfasst
Unbegreifliches Erbarmen
Hilft uns Sündern und uns Armen
Die wir einstmals Gott gehasst

Danken will ich Gott nach Allem
Der nach unserm tiefen Fallen
Uns das Leben hat geschenkt
Ja, wir glauben, lieben, hoffen
Und der Himmel steht uns offen
Der mit Lebenswasser tränkt

Erinnerungen und Bilder

von Frau Hebell

Ich bin 1986 im Sommer in das Wohnheim der Fähre gezogen. Es gefiel mir dort auf Anhieb gut; ich habe neue Freunde gefunden und empfand das Haus als angenehme Veränderung nach einem langen Klinikaufenthalt.

Die Ergotherapie in der Holzwerkstatt und in einer Musikgruppe waren damals in den 80ern für mich das Richtige.

Das Zimmer, das ich mit einer freundlichen Klientin teilte, war groß und hell.

Ich hörte viele Geschichten von den anderen psychisch Kranken und ihren Psychiatrieerfahrungen.

Mein Aufenthalt im Wohnheim an der Alster dauerte etwa neun Monate, danach zog ich in eine betreute Wohngemeinschaft in der Nähe der Nikolaikirche.

Es gab weiterhin die Betreuung der Fähre durch die damalige Nachsorge Mühlendamm. Hier entstanden wieder meinem Studium entsprechend neue Bilder, auch die beiden Freunde aus der Fähre, mit denen ich in der WG zusammen lebte, malten und zeichneten gerne. Die Gemeinschaft überdauerte zwei Jahre, dann hatten wir uns wieder mehr nach außen orientiert und jeder zog in eine eigene Wohnung. Dort wurden wir weiterhin betreut.

Ich bin 2004 in meine jetzige Wohnung gezogen und die Betreuung endete 2007. Seitdem habe ich einen Rechner und Internetzugang und erstelle digital Bilder und Videoclips.

Alles in allem hat mich die Fähre nach dem ersten Klinik Aufenthalt wieder auf den Boden der Realität gebracht und mich nicht allein gelassen, dafür möchte ich mich bei den Betreuern und Betreuerinnen bedanken.

Ich habe einige Beispiele meiner Arbeit angefügt.

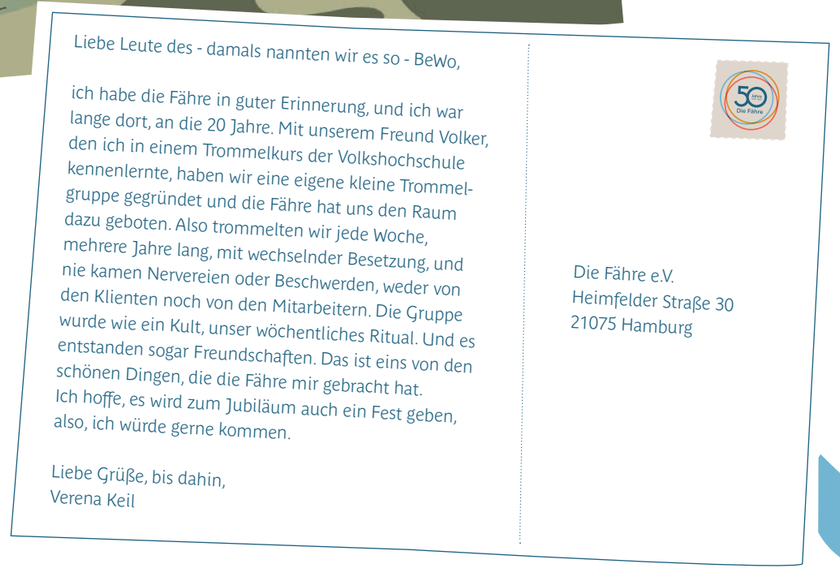
www.susanne.hebell.de

Postkarten-Aktion & Erinnerungen

von Frau Keil

Im Zuge des 50jährigen Jubiläums unseres Vereins haben wir Weggefährt*innen per Postkarte angeschrieben und um Berichte von besonderen Ereignissen, Begegnungen oder Kuriositäten gebeten, die mit der Fähre erlebt wurden. Wir freuen uns einige der daraufhin eingegangen Rückmeldungen auch in dieser Festschrift mit abdrucken zu können.

Das Bild unserer Aktions-Postkarte stammt von Maurice Piedboeuf aus der Phönixklasse:



Liebe Leute des - damals nannten wir es so - BeWo,

ich habe die Fähre in guter Erinnerung, und ich war lange dort, an die 20 Jahre. Mit unserem Freund Volker, den ich in einem Trommelkurs der Volkshochschule kennenlernte, haben wir eine eigene kleine Trommelgruppe gegründet und die Fähre hat uns den Raum dazu geboten. Also trommelten wir jede Woche, mehrere Jahre lang, mit wechselnder Besetzung, und nie kamen Nervereien oder Beschwerden, weder von den Klienten noch von den Mitarbeitern. Die Gruppe wurde wie ein Kult, unser wöchentliches Ritual. Und es entstanden sogar Freundschaften. Das ist eins von den schönen Dingen, die die Fähre mir gebracht hat.
Ich hoffe, es wird zum Jubiläum auch ein Fest geben, also, ich würde gerne kommen.

Liebe Grüße, bis dahin,
Verena Keil

Die Fähre e.V.
Heimfelder Straße 30
21075 Hamburg

Erinnerungen

von Dörte Röhlk

Als Antwort auf unsere Postkarten-Aktion haben wir von unserer Kollegin Dörte Röhlk eine Sammlung ihrer Erinnerungen an das Wohnhaus Graumannsweg, das Wohnhaus Elbfähre und ihren heutigen Standort der ASP Die Fähre – Süd in Harburg erhalten. Zu den Angeboten, die Frau Röhlk vorhält, zählen Gruppen wie Kreatives Schreiben, Impro-Theater und Ausflüge.

Wohnhaus Graumannsweg
Am Schwanenwik glitzert das Wasser. Die Wolken malen psychedelische Formen in die Wellen.
Nur wenige Meter entfernt steht die wunderschöne weiße Villa.
Der zum Graumannsweg ausgerichtete Wintergarten lacht mir von außen entgegen und lässt die Sonnenstrahlen dort hineinpurzeln, wo abends gemütliche Teerunden stattfinden.
Freundlich und warm begrüßt der helle Hausflur mit der unendlich hohen Decke alle Eintretenden. Menschen wuseln im Haus über den schönen alten Holzboden.
Aus dem riesigen Hauser-Raum strömt die Kunst in die umliegenden Räume. Die Kunstwerke lassen mich staunen - ich erinnere mich an eine grüne Glasflasche, die man förmlich von der Leinwand hätte pflücken können.
Wenn ich die knarrenden Treppen mit Hotelteppichboden nach oben steige, eröffnen sich die oberen beiden Geschosse. Hier sind die kleinen eigenen Reiche der Bewohner*innen mit hohen Decken und großen Fenstern zu finden, in die manchmal zu Bezugsgesprächen eingeladen wird. Hier ist Ruhe.
Unten im Keller sind durch die verglasten Türen eng zusammengequetschte Mitarbeiter*innen zu sehen, die auf die Tastaturen der Computer eintrommeln. Die Gesprächsräume im Keller sind so gemütlich und bunt, dass die Aussicht auf graue Betonwände gar nicht weiter stört.
Weiterschlendernd wird die geräumige gelbgeflieste Küche erreicht, in der eifrig für alle gebraten und gekocht wird. Ich höre Lachen durchs Haus schallen.

Wohnhaus Elbfähre
In einer Allee von farbenfrohen Altbauten steht das große rote Backsteingebäude.
Kommt man herein, begrüßen einen zwei petrolfarbene Couches mit hohen Lehnen.
Auch hier ist ein Kunstraum, in dem es bunt herumwirbelt. Mit einem edlen, weißen E-Piano, das abends heimlich beklimpert wird, wenn niemand guckt.
Einem Wintergarten mit riesigen Kunstbannern in den Fenstern, die stolz nach außen präsentieren, was in der Fähre künstlerisch erschaffen wird. Ich erinnere mich an wunderschöne Feste, liebevoll und kreativ von der Kunstgruppe dekoriert. Besonders das Motto „Alice im Wunderland“ ist mir im Kopf hängengeblieben, mit schwebenden Hasen und flatternden Buchseiten, verzaubernd. Dazu der beste vegane Walnusshackbraten vom Rieckhof zu Weihnachten, den ich je gegessen habe.
Den selbstgemachten Adventskalender für alle Bewohner*innen.
Ein Musikraum im Keller, mit so außergewöhnlichen Instrumenten, dass ich nur staunen kann.
Die Kellerräume allgemein, bei denen es in den Fingern juckt und zuckt, um daraus etwas Schönes zu gestalten – einen Fitnessraum, einen Tischkicker-Raum, ...
Ein charmanter Dachboden mit alten Holzbalken, der sich hervorragend für Filmkulissen und Theaterstücke eignet.
Gruppenangebote, die mir - ebenso wie die Teilnehmenden - sehr am Herz liegen. Viel Gelächter bei witzigen Impro-Theater-Übungen und -Ideen. Berührende Geschichten und Gedichte beim Kreativen Schreiben, die Einblicke in innere Gedankenwelten ermöglichen und gemeinsame, fantasievolle Welten formen. Diskutierfreudige Teerunden mit anregenden Gesprächen. Nette Ausflüge auf Erdbeerfelder, in Theaterwelten, zu Tieren, in Vergnügungsparks, aufs Wasser.
Herumwuselnde Mitarbeiter*innen im Haus, intensive Teamsitzungen, liebevolle Abschiede. Im Innenhof ein schwedisches Raucherhäuschen, das vielen Menschen Ruhe und Pause verschafft. Von dem aus abends die Sterne bestaunt werden können.

ASP Die Fähre - Süd
Mitten im lautwirbelnden Stadtstaub. Ein wachsender Standort, wie aus den 70ern entsprungen, mit einmaligen Möbeln und Accessoires in leuchtenden Farben. Ein roter und ein gelber Gesprächsraum, so gemütlich, dass ich einfach verweilen möchte. Musik, die durch die Räume wabert und die Umgebung belebt. Spieleabende untermalt mit Suppen aller Couleur.

Interviews zum Sprung über die Elbe

mit Herrn Zamanzadeh, Herrn Masuch und Karen Brehmer

Ein wichtiger Schritt in der Entwicklung unseres Vereins war der Verkauf des alten Wohnhauses am Graumannsweg und der darauffolgende Umzug Ende 2014 nach Heimfeld in das Wohnhaus „Elbfähre“. Hintergrund waren ein gestiegener Platzbedarf, Kostenabwägungen hinsichtlich anstehender Renovierungsarbeiten und die größeren Entfaltungsmöglichkeiten südlich der Elbe. Dass so ein Umzug mit vielen Herausforderungen für alle Beteiligten verbunden ist, liegt auf der Hand. Wir haben dazu Interviews mit Herrn Zamanzadeh und Herrn Masuch als Bewohner und Karen Brehmer als Mitarbeiterin des Vereins geführt.

Welche Erlebnisse aus Ihrer Zeit im Graumannsweg sind Ihnen besonders in Erinnerung geblieben?

Herr M.: Vor allem die Zeit in der Küche. Wenn ich für die Mitbewohner*innen gekocht habe. Das hat Spaß gebracht und es waren nette Leute dort.

Herr Z.: Im Graumannsweg hat im oberen Stock einmal fast ein Zimmer gebrannt. Das war der Aschenbecher von einem Bewohner. Das ist mir im Kopf geblieben. Manche Leute haben nicht auf Hygiene in den geteilten Badezimmern geachtet. Das wurde immer und immer wieder im Meeting angesprochen.
K.B.: Also ich weiß nur, dass das Umzugsunternehmen erst relativ spät bestellt wurde und wir uns gefragt haben, ob das wohl alles so klappt. Irgendwann kam ein Umzugsunternehmen, es blieb aber spannend. Es war kurz vor Weihnachten und ich kann mich noch gut daran erinnern, dass die Betten der Klient*innen als letztes kamen. Es war 11 Uhr abends und wir mussten die Betten in dem LKW noch finden und dann aufbauen. Es war also alles recht eng.
Eine weitere Anekdote, die mir einfällt: Irgendwie sind im Haus vorher immer so viele Bestecke und Teller weggekommen. Wir haben jeden Monat bestimmt 30 Teller nachgekauft und wir wussten nie, wie die wegkommen. Im Zuge des Umzugs durften wir dann das erste Mal in alle Räume reingehen. Jeder Klient hatte eine kleine Kammer im Zimmer und als wir die Kammer einer ehemaligen Klientin aufmachten, hatten wir einen riesigen Haufen Geschirr und Besteck vor uns. Wir sind dann mit reichlich Geschirr hier eingezogen.

Was hat den Graumannsweg aus Ihrer Sicht ausgemacht?

Herr M.: Die Atmosphäre. Das Haus, dass es nah an der Alster war. Ich war früher viel an der Alster, bin ich immer noch. Das Gebäude war einfach von der Architektur her schön. Es war gemütlich. Und es waren noch nicht so viele Leute. Ich war aber auch nur ein halbes Jahr dort bevor wir dann umgezogen sind.
Herr Z.: Es war ein typisches Alstergebäude, St. Georg halt. Ein sehr, sehr schöner Altbau. Abgesehen davon war es einfach ein Wohnheim, es gab Regeln, die man beachten musste. Das haben wir alle gemacht.

K.B.: Das Haus im Graumannsweg hatte eine ganz besondere Atmosphäre. Es hatte aber auch einen Heimcharakter und vielleicht sogar diesen speziellen Heimgeruch. Ich glaube, dass die Mitarbeiter mehr an dem Haus gehangen haben als die Bewohner. Die sind nämlich gerne hierhergekommen. Sie haben hier viel mehr Bäder und mehr Privatsphäre. Das alte Haus hatte zum Beispiel große Spalten unter den Türen. So konnten die Bewohner sich ständig gegenseitig hören und konnten sich zum Teil gegenseitig am Klang der Schritte erkennen. Ich glaube es war dort teilweise schwer, sich zu distanzieren, das geht hier deutlich besser. Die Mitarbeiter mussten sich da schon länger dran gewöhnen, dass das Haus verkauft wurde.

Was hat sich für Sie persönlich durch den Umzug in die Elbfähre verändert?

Herr M.: Ganz schön viel. Ich bin viel redefreudiger geworden, viel offener. Relaxter. Meine soziale Phobie ist besser geworden.

Herr Z.: Es war ein bisschen stressig, weil ich starke Angstzustände hatte. Die haben sich im Laufe der Jahre gebessert, aber damals war es noch schlimm. Wir haben das sehr organisiert gemeistert mit dem Umzug.

K.B.: Für mich persönlich hat sich in erster Linie verändert, dass ich mit dem Umzug nach Heimfeld die Wohnhausleitung abgab, weil sich die Organisation insofern geändert hat, dass die Leitung und die Geschäftsführung wieder von einer Person übernommen werden sollten.

Was war dort anders als im Graumannsweg?

Herr M.: Es waren mehr Leute. Es war eine komplett andere Atmosphäre. Leider war dort die Küche viel kleiner als im Graumannsweg, deshalb habe ich da nicht mehr an der Küchengruppe teilgenommen, zu wenig Platz mit sozialer Phobie.
Es ist schön, wie sie den Garten gestaltet haben. Der Garten ist außerdem schön groß, das war im Graumannsweg auch anders. Die Elbfähre war im Gegensatz zum Graumannsweg nicht mehr so gemütlich. Vor allem weil es so viele Leute waren und ja auch immer mehr wurden. Das war für mich schwierig.

Herr Z.: Das war schon anders. Die Gegend war anders. Wenn die Gegend anders ist, muss man sich daran gewöhnen, daran anpassen. Die Räumlichkeiten waren sehr modern im Gegensatz zum Graumannsweg. Der war halt ein Altbau mit hohen Decken. In der Elbfähre war alles neuwertig, alles neu gemacht. Ich fand beides gut.

K.B.: Man kann sich gar nicht richtig vorstellen, was alles zu chaotischen Situationen führt, wenn man von Grund auf alles neu organisieren muss. Wo ist der Tesafilm, wie organisieren wir die Begleitung der persönlichen Medikamenteneinnahme und so weiter. Mir ist bewusst geworden, wie wichtig ein geordnetes Haus ist, damit man arbeiten kann. Wir haben ständig improvisiert, Möbel umgestellt und Dinge ausprobiert. Es wurde viel Platz für Klient*innen eingeplant, aber relativ wenig für Büros und Gesprächsräume.

Welche Erlebnisse aus Ihrer Zeit in der Elbfähre sind Ihnen besonders in Erinnerung geblieben?

Herr M.: Das Sonntags-Frühstück hat mir gut gefallen, das man in dem supergeilen Wintergarten zusammen gegessen hat. Der Wintergarten ist eh schön gestaltet und wurde bei Festen immer nett dekoriert. An die Feste habe ich eine gute Erinnerung.

Herr Z.: Da waren manche Leute mit Aggressionsproblemen. Es gab dann auch mal Handgreiflichkeiten, das war nicht so schön. Mein Appartement war sehr klein, aber sehr modern. Man konnte sich frei bewegen, obwohl es so klein war. Im Graumannsweg waren die Zimmer größer und freier. Ich kann mich an vieles erinnern, ich habe ja fünf Jahre im Wohnhaus Elbfähre gewohnt und ein Jahr im Graumannsweg. Die Feiern waren sehr schön, zu Weihnachten und zu Ostern. Das Essen von der Küchengruppe in der Elbfähre war sehr gut. Besser als bei uns bei der Arbeit. Alles immer frisch gekauft und zubereitet.

K.B.: Die Anfangsphase war sehr anstrengend. Zu schönen Anekdoten kommt es ja erst, wenn alle ein bisschen offen und mit Spaß bei der Sache sind. Die ganzen Strukturen wieder neu aufzubauen war aber für alle sehr viel Arbeit. Manche Dinge liefen zunächst einfach chaotisch. Da gingen auch schon mal kleinere Geldbeträge vorübergehend verloren, einfach, weil Bons in der Kasse falsch zusammengezählt wurden.

Was ist aus Ihrer Sicht typisch für die Fähre?

Herr M.: Da fällt mir leider nichts ein.

Herr Z.: Oh, das ist schwierig (lacht). Sehr tolerant, das ist toll.

Erinnerungen

von Monika Paulick

Zu unserer Freude haben wir auch von unserer ehemaligen Kollegin Monika Paulick eine Antwort auf unsere Postkarten-Aktion (vgl. Seite 16) erhalten. Frau Paulick war sowohl im Wohnhaus Graumannsweg als auch im Wohnhaus Elbfähre Teil unseres Teams und hat damals zusammen mit Klient*innen die Phönixklasse ins Leben gerufen. Die Komplettfassung wird auf unserer Homepage veröffentlicht.

SPRUNG
Nach 10 Jahren freier Arbeit in der Fotografie, Konzeptkunst und interkulturellen Projekten reizte mich als ehemalige Ergotherapeutin im AKO und GPZE nun „alles“ zu verbinden.

Start für mich in der Fähre Graumannsweg am 8. März 2010, Schwerpunkt Kunstgruppe:
Seit Anbeginn war für mich das Herzstück und die Besonderheit der Fähre das Gruppenangebot im Wohnhaus: **Die Kunstgruppe.**
Die Kunstgruppe der Fähre wurde von „Die Maler“/ Anja Matzke eingeladen an dem internationalen Postkartenprojekt “Please hold the line“ teilzunehmen.
Vorschlag in die Runde der Kunstgruppe... Aber als „psychisch Kranke*r“ wollte niemand teilnehmen. Dem folgte unser Brainstorming für einen Gruppennamen mit dem Ergebnis:

Die Phönixklasse - Wir sind eine Gruppe, wir steigen gestärkt aus der Asche empor, wir lernen zusammen und wir sind gut.
Zwei Monate später, bevor die Postkarten im Briefkasten verschickt wurden, folgte die erste Ausstellung der Kunstgruppe unter dem Namen „Die Phönixklasse: Please hold the line“. Die Einladung wurde auch in der Nachbarschaft verteilt. Daraufhin kamen die Nachbar*innen des Wohnhauses im Graumannsweg/ St. Georg mit Pralinen und Blumen.
Zitat: „Endlich lernen wir uns kennen!“

Auswahl Eindrücke, Wirkung der Ausstellungen und Erfahrungen:

Im Café in der Schanze: Die Gruppe geht raus in die Öffentlichkeit
Kunstklinik/ Eppendorf : Die Phönixklasse/ Kunstgruppe wird mehrfach zur Mitarbeit eingeladen:
„Ihr seid doch so kreativ“. Z.B. schaffen wir es mit der Ankündigung der Ausstellungen auf den Eppendorfer Marktplatz und einem Gruppenbild in die Zeitung.
Die Memoriam Ausstellung - Bilder Malerei eines Mitglieds der Kunstgruppe - ergab ein gemeinsames Abschiednehmen mit der Familie des Verstorbenen.
3x Kottwitzkeller/ Eimsbüttel: Mit Kunstobjekten/ Installationen in Kellern, Wohnungen, unter freiem Himmel erhielt die Gruppe und jeder Einzelne Aufmerksamkeit, Gespräche, Wertschätzung, Interesse, inkl. Publikumspreis...

Die Phönixklasse auf Reisen Aktion Mensch/ Förderung
Mit Skizzenblock, Fotoapparat
1. A wie Amrum 4 Tage mit Naturgewalten im November gerungen, alle im gelben Regenschutz...
2. B wie Berlin, ein praller Tag intensives Gehen, Schauen, Entdecken, Sonnenbrand auf den Ohren.
3. C wie Copenhagen, hat leider nicht geklappt.

Eine gruppenübergreifende Ferienreise der Fähre sollte ausfallen, da einige Interessenten absagten. Es blieben die weiterhin Interessierten und der Geschäftsführer sagte kurzerhand: „Eine Woche, wenn Sie sofort etwas für eine kleinere Gruppe finden“
Ergebnis: Hiddensee - Kurz gebucht, Haus gefunden.
In Stralsund hätten wir dem Fähre-Bus beinah das Dach abrasiert, da die Parkhausöffnung vor dem Fähranleger zu niedrig geraten ist. Es ist weitreichend nur für Anwohner*innen parken möglich.
Fazit: fünf Tage im Parkverbot war günstiger als fünf Tage Parkhaus.

Gruppenankunft auf Hiddensee: Wir werden gefragt „Was führt euch zusammen?“ - „Wir reisen gern!“
Im Nachbarhaus wohnt eine Berliner Gruppe: „Was seid Ihr denn für eine Gruppe?“ - „Wir reisen gern...“
„Wir auch!“ Alle lachen...
Beim morgendlichen Kaffee und Zigarette treffen sich je ein Gruppenmitglied Hamburg/Berlin und stellen fest: Beide Gruppen kommen aus demselben Umfeld.
In der neuen Nachbarschaft in Hamburg-Heimfeld wurden wir 2x zum **Thema Depression in Zusammenarbeit mit dem AKH/ Rathaus Harburg** eingeladen.

Hauseigener Á capella Chor“ Personar“:
Von dem kleinen Chor bleibt mir der Anblick der entspannten Gesichter im Gedächtnis.
Nach den Einsingübungen und dem gemeinsamen Singen veränderte sich die Körperhaltung, Ausstrahlung. Die Aussagen der Sänger*innen:
Ich habe das erste Mal mein Gesicht gespürt...
Und den Rücken zwischen meinen Schultern.
Dann das Glücksgefühl beim vielstimmigen Auftritt vor klatschendem Publikum bei Ausstellungseröffnungen im Wohnhaus oder zur Eröffnung von Weihnachtsfeiern.
Durch die Kontakte der Geschäftsführungen zwischen „Pflegen und Wohnen“ und „Die Fähre e.V.“ in unmittelbarer Nachbarschaft des Wohnhauses entstand die Idee zur **Ausstellung „Heimathafen“.**

Die Vorbereitung der Ausstellung:
Beim Brainstorming kam heraus, dass jeder der Gruppe eine Haltung, Erfahrungen und Wichtiges zum Thema Depression zu sagen hat.
Wie kam ich rein, wie war es drinnen und wie kam ich raus.
Ein Mitglied der Gruppe übernahm mit seinem DAT-Recorder/ Mikrophon die Sprachaufnahmen der einzelnen Gruppenmitglieder, wieder andere fotografierten, saßen Modell.
In der Ausstellung wurde zu jeder Schwarzweißfotografie des Sprechers ein CD-Recorder und Kopfhörer gegeben. Die Fotografie zeigte - ohne die Person ganz zu erfassen - den nackten Rücken, Hals oder auf dem vernarbten Arm ein handgeschriebenes Zitat aus dem eigenen Text. Rückmeldung der Besucher*innen war groß. Auch wir alle standen staunend davor. Berührend die Beschreibung, wie es sich „drinnen“ in der Depression anfühlt und dass es Hoffnung, Erfahrungen gibt, diesen Zustand wieder zu verlassen.

Besonders war die Zusammenarbeit der Phönixklasse mit den alteingesessenen Harburger*innen, die in dem Pflegewohnheim wohnten mit ihrem „Heimathafen“ im Kopf. Sie erzählten ihre Geschichten und die Geschichte von Harburg/Hamburg. Dabei entstanden Fotos und Videoaufnahmen. Unterstützt wurden die ausgestellten Fotografien in der Ausstellung durch Zitate ihrer Erzählungen.
Dazu ein Film mit Ausschnitten aus den Gesprächen und einer beeindruckenden Fahrt mit der S -Bahn von Hamburg Hauptbahnfof bis S-Bahn Heimfeld: “18 Minuten“ heißt der Film, unterlegt mit einer außerordentlichen Musik und rasanter Fahrt über die Elbbrücken, sonnenbeschienenem Panorama des Hafens. **Es zeigt wie der Sprung über die Elbe gelingt.**

Das **Thema Heimat** wirkt in der Phönixklasse nach. Fragen wie „Wo gehöre ich hin?“, „Was brauche ich?“, „Wo ist mein Zuhause?“, Identität in der psychischen Erkrankung...
Dem folgte intensiver Austausch mit großer Aufmerksamkeit für jeden Einzelnen. Daraus entsteht der Wunsch das „Schubladendenken“ zu verändern. Unser nächstes Ausstellungsthema. Auch hat uns das Vokabular gestört, dass Gleichstellung, Teilhabe, Inklusion usw. im Zusammenhang mit psychischer Erkrankung so oberflächlich benutzt wird. Denn solange wir diese Begriffe in dieser Weise brauchen, ist „es“ noch nicht passiert.

Räume verlassen, Neues entdecken
Ende 2018 verließ ich die Phönixklasse. Mich beeindruckt bis heute der Prozess der Öffnung, der Sprung nach „draußen“. In der Kunstgruppe und in der Phönixklasse entsteht ein Raum, der die verschiedenen Erfahrungswelten wirksam werden lässt und gemeinsam einen kreativen Ausdruck finden lässt. Räume verlassen und Neues entdecken.
Zum Glück waren wir zu zweit und Anjetta setzt die Arbeit fort.

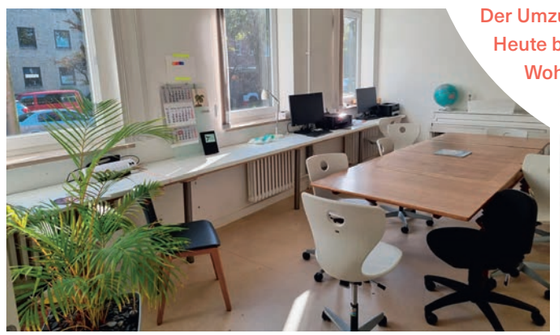
Die Fähre zeichnet sich mit ihrem Team, den Geschäftsführern, dem Aufsichtsrat dadurch aus, dass sie die Arbeit mit künstlerischen Mitteln in vielerlei Form unterstützt, offen bleibt für Neues, auf den Prozess vertraut, auch wenn sich ein Ergebnis erst im Prozess entwickeln kann.
Herzlichen Dank für die Zusammenarbeit und alles Gute für Zukünftiges!

Wohnhaus Graumannsweg & Elbfähre

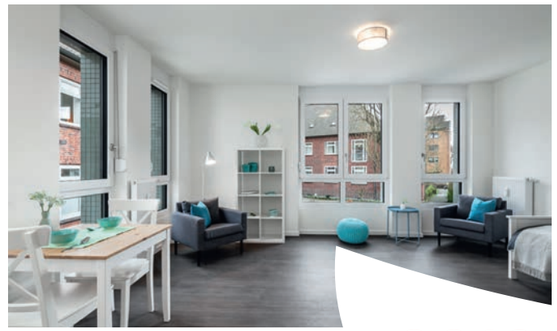
1972

2014

Das erste Wohnhaus unseres Vereins entstand 1972 im Graumannsweg. Der Umzug nach Heimfeld erfolgte Ende 2014. Heute bietet dieses Angebot der Besonderen Wohnform Platz für 3 Wohngemeinschaften und 10 Einzelwohneinheiten.



Appartementhaus Flex-Appart



2018

Zur Erweiterung des bestehenden Wohn- und Betreuungsangebotes ließ unser Verein das Appartementhaus in Heimfeld bauen. Es konnte 2019 eröffnet werden. Hier befinden sich 30 Appartements, von denen 25 im Rahmen der Besonderen Wohnform und 5 im ambulanten Setting betreut werden.

ASP Die Fähre – Mitte

1984

Das ambulante Betreuungsangebot unseres Vereins entstand 1984. Nachdem die Räumlichkeiten zunächst im Mühlendamm lagen, sind wir heute in der Böckmannstraße in St. Georg zu finden.

ASP Die Fähre – Süd

2018

Dieser zweite Standort unseres ambulanten Betreuungsangebotes wurde 2018 eröffnet und ist Anlaufstelle für unsere Klient*innen und Nutzer*innen südlich der Elbe.

Angebot für junge Erwachsene

Interview Frau F. und Frau O.

Im Sommer 2021 startete mitten in der Corona-Pandemie das ambulante Wohn- und Betreuungsangebot für Menschen zwischen 18 und 25 Jahren. Begleitet durch die **ASP Die Fähre – Mitte** stehen hier die Teilnahme an sozialtherapeutischen Angeboten und die Heranführung an Schule, Ausbildung und Arbeit im Mittelpunkt. Für die Beantwortung unserer Interview-Fragen konnten wir die Bewohnerinnen **Frau F.** und **Frau O.** gewinnen.

1. Mit welchen Erwartungen sind Sie in das Projekt eingezogen?

Frau F.: Als ich einzog, ging es mir darum hier einen gewissen Schutz zu haben. Dafür wollte ich mit Anderen zusammenwohnen, die ähnliche Erfahrungen wie ich gemacht haben. Mir ging es darum mit Unterstützung in die Selbstständigkeit zu finden.

Frau O.: Ich würde sagen, nach den Kennenlerngesprächen bin ich mit positiven Gefühlen eingezogen. Das Team war von Anfang an sehr freundlich und unterstützend. Ich konnte sogar noch während der laufenden Klärung mit den Kostenträgern einziehen. Daran habe ich gemerkt, dass die Klient*innen von Anfang an im Vordergrund stehen und nicht der Profit oder das Geld. Ich habe mir auch gewünscht, eine Gemeinschaft zu finden.

2. Was ist aus Ihrer Sicht typisch für das Projekt?

Frau F.: Das Zusammenleben im Haus und in der Wohngemeinschaft wird gefördert. Außerdem wird versucht eine Struktur in den Alltag zu bringen.

Frau O.: Typisch sind aus meiner Sicht die drei Wochengruppen und die Aktivitäten der WG und des Hauses zusammen. Es gibt Höhen und Tiefen im allgemeinen Zusammenleben. Trotzdem gibt es auch einen festen Zusammenhalt unter einigen Klient*innen. Insgesamt ist es ein kreatives Haus.

3. Was ist aus Ihrer Sicht typisch für den Verein Die Fähre?

Frau O.: Spaßige Zusammenarbeit zwischen Betreuenden und Klient*innen. Und Ausflüge. Das ist typisch Fähre.

4. Welche Erlebnisse oder Anekdoten aus Ihrer Zeit im Projekt gibt es, von denen Sie erzählen mögen?

Frau O.: Es gibt so viele, da fällt es schwer etwas rauszupicken.
Mir kommt direkt die Hausaktivität mit Frau Klensang in den Kopf. Wir waren im Lohmühlenpark, haben Wikinger-Schach gespielt und gepicknickt. Ich habe es als positive Erinnerung, obwohl wir untereinander den ein oder anderen Streit hatten. Ich weiß nicht mehr genau, was es war, aber Frau Klensang hat es so locker und entspannt gemacht, dass es dann im Endeffekt auch so war. Ich weiß noch, dass ich bei dem Spiel fast von einem Mitbewohner abgeworfen wurde und daraus eine lustige Situation wurde.
Was auch sehr lustig war: Der Abend vor Bs. Geburtstag. Da wollten wir sie überraschen und haben oben in der WG alles vorbereitet. Mit Kuchen, Geschenken, alles war geschmückt. Wir hatten nur vergessen, dass sich in der Zeit auch jemand um die Ablenkung von B. kümmern muss. Sie hat sich währenddessen schlafen gelegt und ihre Tür von innen abgeschlossen. Wir haben bestimmt eine halbe Stunde versucht, sie zu wecken. Wir haben richtig laut geschrien, gegen ihre Tür gehämmert, laute Musik angemacht und dann versucht, mit einem Besen über die Terrasse an ihr Fenster zu klopfen. Es hat alles überhaupt nichts gebracht und dann sind T. und ich auf die tolle Idee gekommen, ihre Tür mit einer Karte zu knacken, was auch funktioniert hat. Danach haben wir sie angemeckert und gefeiert.

5. Was hat sich für Sie persönlich durch den Einzug in das Projekt verändert?

Frau F.: Ich habe gelernt mit anderen Menschen in Kontakt zu sein und mit Konflikten umzugehen. Inzwischen kann ich selbstständiger für mich sorgen. Ich habe das Gefühl geschützt und gestützt auf die eigenen Ziele zugehen zu können.

Frau O.: Ich habe viel mehr Freiraum und jetzt auch den Raum, mich frei zu entfalten. Mir wurde eine große Last genommen und durch den Einzug in die WG bin ich aus einer schwierigen Wohnsituation rausgekommen. Der Kontakt zu meiner Familie hat sich dadurch um einiges verbessert. Ich würde sagen, im Großen und Ganzen kann ich mein Leben jetzt einfach so in die Hand nehmen.

6. Wenn Sie drei Dinge an dem Projekt ändern könnten, welche wären das?

Frau O.: Als erstes würde ich die Verbindlichkeit der Gruppen lockerer gestalten. Am besten fände ich nur ein bis zwei Pflichtgruppen pro Woche. Der zweite Punkt würde meinen einen Mitbewohner betreffen. Er wäre dann nicht mehr da, oder würde zumindest ein angemessenes Verhalten an den Tag legen. Drittens würde ich mir eine offenere Kommunikation zwischen Betreuenden und Klient*innen wünschen.

Frau F.: Manchmal würde ich mir mehr Transparenz wünschen.

Die Phönixklasse

Wir sind Menschen mit verschiedensten Ressourcen, Stärken und Schwächen. Menschen mit und ohne psychische Erkrankungen, aus verschiedenen Generationen und unterschiedlicher Herkunft. Die verbindende Gemeinsamkeit ist die Kunst.

Die Treffen finden regelmäßig einmal die Woche statt. Die Mitglieder setzten sich aus Klient*innen, ehemaligen Klient*innen, Menschen aus der Nachbarschaft und anderen Kunstinteressierten aus ganz Hamburg zusammen.
Über die Jahre waren es ca. 50 verschiedene Mitglieder und viele bleiben für immer ein Phönix und kommen nach Jahren immer mal wieder vorbei, um ein wenig Kunst zu schaffen und sich mal wieder kreativ austauschen zu können.

Kunst zu machen in all ihren Facetten, so vielfältig wie wir selbst. Das ist unsere Mission.

„Einmal ein Phönix, immer ein Phönix“ ist unser Motto und die Türen stehen immer offen für einen Neustart. Ein langjähriges Mitglied mussten wir schon betrauern. Manche Teilnehmer*innen überwinden ihre sozialen Ängste und es entstehen immer wieder enge Freundschaften unter den Teilnehmenden, die weit über die Gruppenzeit hinaus gehen. Ein Mitglied ist mittlerweile eine selbstständige und erfolgreiche Künstlerin und freut sich über den kleinen Anstoß in diese Richtung durch den Support der Phönixklasse.
Dank dem Zuspruch einer AKTION MENSCH-Förderung ist die Phönixklasse seit 2022 mobil und hat mit ihrem mobilen Atelier die Möglichkeit ihre Stärken mit noch mehr Kunstinteressierten zu teilen.

Ein Gedanke, der mir zur Phönixklasse einfällt:
Wir sind alle ein einzelner Phönix, dessen Kraft aus der Kunst entsteht. So werden wir stets neu geformt. Wir mögen nicht immer kreativ im Leben sein können, doch durch die Gruppe schaffen wir es, aus Asche der Unkreativität aufzuerstehen und frisch wie ein junger Phönix an unsere Werke zu treten und gemeinsam daran zu arbeiten. Alle sind lieb zueinander und das schätze ich an allen in der Phönixklasse. Egal was man herstellt, malt oder anderweitig künstelt, man ist willkommen. Ob man länger nicht kommt oder jeden Dienstag dabei ist - am Ende sind wir eine Einheit, die vor allem eins ausmacht:

Die Liebe zur Kunst.

Patricia, Phönixklassen-Mitglied
seit 2019/ aus der Nachbarschaft

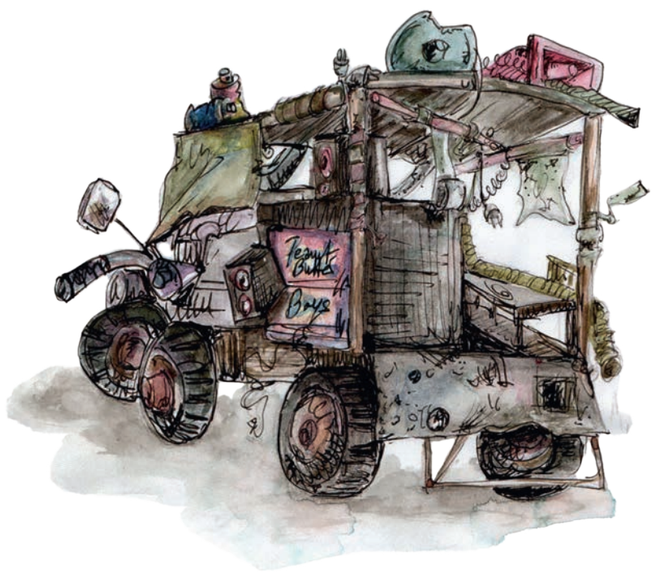
Mobiles Atelier

Ein Atelier kennen viele Menschen als einen exklusiven Ort, der nicht für jeden zugänglich ist. Das „mobile Atelier“ kommt hingegen dort zum Einsatz, wo sich Menschen jeglicher Couleur aufhalten und andere Attraktionen stattfinden, z.B. auf Stadtteilfesten, in Stadtteilschulen und anderen Einrichtungen im Rahmen von temporären Workshops o.Ä. sowie auch in unterschiedlichen Räumen, die der Vernetzung von Bevölkerungsgruppen dienen.
Die Idee eines mobilen Ateliers besteht darin, sich als inklusive Kunstgruppe in der Region Hamburg und Umgebung für Mitmach-Aktivitäten für Menschen mit und ohne Einschränkung anzubieten.
Im Weiteren sind die Präsentation der Kunstwerke in der Öffentlichkeit in Form von Ausstellungen oder Publikationen sowie kleine Motivationseinheiten immer Bestandteil des Gesamtkonzeptes.
Die Kunst bzw. die Arbeiten der Klient*innen und Teilnehmer*innen, welche wir bei den Aktionen und in der Gruppenzeit produzieren, soll in ihrer Wertigkeit gesehen werden. Es ist nicht bloß ein Nebenprodukt einer Arbeitsmaßnahme im psychosozialen Kontext. Es werden hochwertige Repliken der Kunstwerke angefertigt in Form einer Anzahl begrenzter Druckauflage. Diese Drucke werden dann zum Verkauf angeboten.

Die Anleitung erfolgt sowohl durch die Teilnehmer*innen der Phönixklasse, welche Erfahrungen im Bereich Graphik-Design, Fotografie und Filmschnitt oder in der Malerei, Lyrik und der Bildhauerei haben, als auch durch die Anleiter*innen der Phönixklasse.
Die insgesamt 4 Module sind ausgestattet mit eigener Stromversorgung und einem Waschtisch. Es gibt sowohl Staffeleien, Acrylfarben, Aquarellfarben, Leinwände, Papiervorräte, Pinsel und diverse Stifte als auch Modelliermasse und Co. In eines der Module ist ein Leuchttisch integriert, es gibt Kameras, ein mobiles Fotostudio, Zeichen-Tablets, Grafik-Programme und eine professionellen Fotodrucker A2.
Barrierefreiheit bedeutet bei dem Mobilen Atelier nicht nur, dass es keine Stufen zu bewältigen gibt und alle Höhen auf Rollstuhlfahrer*innen-Reichweiten angepasst wurden, sondern auch, dass Kunst mit vielen Sinnen gestaltet werden kann. Es können visuelle Künste entstehen, es kann haptisch und auch audio-kreativ gearbeitet werden.

Alles unter dem Motto

„Kunst ist sinnvoll“.



Das Café Rennkoppel

„Das Café Rennkoppel ist eine Oase
im besten Sinne des Wortes.“

„Ein Ort in der Nachbarschaft
für leckeres Essen, nette Begegnungen
und schöne Pausen vom Alltag.“

„Ein Café wie dieses hatte in Heimfeld
immer gefehlt. Seit der Eröffnung ist
das Café für meine Familie eine
Entspannungsoase und für mich immer
mehr zum zweiten Büro geworden“

„Das Café ist eine echte Bereicherung.
Am meisten schätze ich die lieben,
freundlichen und aufmerksamen Menschen, die
hier arbeiten. Ihr tut mir gut!“

Kund*innen

Cappuccino-Torte

Boden
150g Zucker
150g gemahlene Haselnüsse
4 Eier
50g geraspelte Schokolade
50g Mehl
1/2g Backpulver

Zubereitung
Eier und Zucker schaumig rühren, die anderen Zutaten dazugeben und gut verrühren. Backpulver mit Mehl vermischen. Ca. 30 Minuten bei 180°C in einer gut gefetteten Springform backen. Nach dem Abkühlen die obere Schicht des Bodens abschneiden und zerkrümeln.

Belag
½ Packung Sahne
2 Pakete Sahnesteif
2 Päckchen Vanillezucker
2 TL Puderzucker
8-10 TL Cappuccino-Pulver (ungesüßt)

Zubereitung
Sahne, Sahnesteif und Vanillezucker steif schlagen. Puderzucker und Cappuccino-Pulver unterrühren. Den Belag auf den Boden geben, mit den Teigkrümeln bestreuen und mit Puderzucker verzieren.

sozial.nachhaltig.nachbarschaftlich.

Das ist das Café Rennkoppel. Von Montag bis Freitag werden hier neben Kaffee und Kuchen auch allerlei deftige Speisen, wie belegte Stullen und Suppen serviert. Besonders an diesem Café ist, dass es als Arbeitsprojekt für und von Menschen mit einer psychischen Erkrankung betrieben und von Aktion Mensch gefördert wird. Rund 10 Mitarbeiter*innen und ein zweiköpfiges Leitungsteam sorgen hier für eine freundliche und harmonische Atmosphäre für die kleine Pause zwischendurch.

„Das Café ist ein guter Arbeitsplatz,
da man die Möglichkeit hat, zurück ins Arbeitsleben
zu finden. Ich werde mit Hindernissen und Problemen
nicht alleine gelassen und bekomme Unterstützung,
wenn ich sie benötige.“

„Das Café bietet Menschen die Möglichkeit
zurück auf den Arbeitsmarkt zu kommen
und Kontakte und Gesellschaft zu erfahren“

„Für mich ist das Café ein Ort, an dem
jeder Mensch mit all seinen Facetten willkommen ist
und seinen Platz finden darf.
Intern erlebe ich eine familiäre und vertraute Stimmung,
in die man gerne jeden Tag aufs Neue zum Arbeiten eintaucht.“

Mitarbeiter*innen

Auf geht‘s mit KURS B

Berufliche Teilhabe bei der Fähre – ein neuer Geschäftsbereich

KURS B
Bildungsagentur

Gundula Hildebrandt und Sven Hinck sind die Pat*innen dieses Angebotes, das im Juni 2021 seine Türen öffnete und eine anerkannte Alternative zur WfbM ist.

Wie fing alles an mit KURS B?

Wir beide haben KURS B seit Herbst 2020 aufgebaut – und das im wahrsten Sinne des Wortes, denn in der heißen Phase hatten wir oft selbst den Akkuschrauber und die Stichsäge in der Hand. Am Anfang standen wir vor einer großen Spielfläche, inhaltlich wie räumlich. Wir haben das Konzept entwickelt, die Anerkennung als Träger bei der Agentur für Arbeit hart erarbeitet, ebenso die Anerkennung als Bildungsträger nach dem Qualitätsmanagementsystem AZAV und Prüfung durch den TÜV, das gesamte Design mit unserer Grafikerin Paula Franke entwickelt und dann 4 Monate lang gebaut. Die Räume im Rohzustand in der Neuen Mitte Altona ließen uns alle Freiheiten, sie nach unseren konzeptionellen Anforderungen und auch nach unseren optischen Ansprüchen zu gestalten.
Herausgekommen ist ein attraktives Angebot zur beruflichen Rehabilitation, das sich an Menschen mit psychischer Erkrankung aus ganz Hamburg und benachbarten Landkreisen richtet. Es muss sich in einem großen Wettbewerbsmarkt behaupten, unter anderem gegenüber den beiden großen Werkstätten in Hamburg mit mehr als 4.000 Beschäftigten. Da sind wir eine winzige Maus unter den großen Playern – aber wir kommen an, nämlich bei den Teilnehmer*innen, die KURS B kennenlernen. Dass wir überschaubar sind, dass wir sehr individuell auf die Situation der Teilnehmer*innen eingehen können, dass wir schnelle, unkomplizierte und oft auch kreative Lösungen für Probleme finden und mit Herz und Verstand bei der Sache sind – das finden die Teilnehmer*innen gut und manche, die schon mehrere gescheiterte Versuche einer beruflichen Rehabilitation hinter sich haben, trauen sich bei uns nochmal an das Thema Arbeit ran.

Was passiert bei KURS B ?

Man könnte sagen, KURS B ist ein Ego-Booster. Offiziell ist es eine berufliche Rehabilitation mit hohen Qualifizierungsanteilen. Aber vor allem passiert dieses: Die Teilnehmer*innen erfahren positives Feedback, haben Erfolgserlebnisse, erleben ein partnerschaftliches Setting, bekommen Mut gemacht, werden ernst genommen, stellen sich Herausforderungen, gehen auch mal einen Schritt rückwärts, stolpern und stehen wieder auf – das Selbstbewusstsein wächst sowie das Gefühl Dinge selbst bewirken zu können.
Dass wir mit unserer Haltung und unserem Engagement dazu beitragen können, macht uns froh.

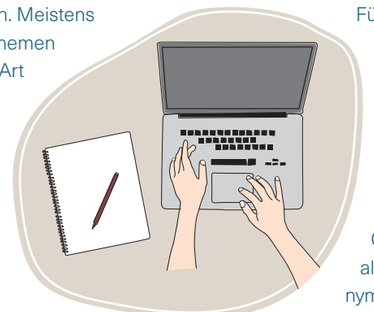
Zwei Teilnehmerinnen von KURS B wurden von Arndt Steinacker befragt, wie sie das Angebot erleben.

Wie ist es, bei KURS B Teilnehmer zu sein?

Wir gehen bei KURS B immer wieder durch ein Wechselbad der Gefühle, aber am Ende bleibt meistens ein gutes Gefühl und viel Zuversicht: zwischen Euphorie im Augenblick und lähmender Angst vor der Zukunft, zwischen Selbstvertrauen und Überforderung, zwischen Zweifel und Gewissheit. KURS B bedeutet aber gleichzeitig, immer einen sicheren Hafen zu haben, um sich auf den Sturm draußen vorzubereiten.

Wie ist der Wochenablauf? Was sind die Inhalte / was macht ihr den Tag über bei KURS B?

Durch feste und vor allem transparente Wochenpläne entsteht sehr schnell eine gewisse Routine, die uns hilft unseren Alltag zu strukturieren. Meistens werden bestimmte Themen auf unterschiedliche Art und Weise bearbeitet: manchmal eher schulisch, oft auch spielerisch, aber immer von einem guten Gefühl begleitet, ohne dass Leistungsdruck entsteht. Dabei wird immer auf unsere Bedürfnisse geachtet.



Was passiert bei KURS B aus deiner Sicht?

Wir haben durch KURS B die Möglichkeit herauszufinden, was wir beruflich machen möchten und können. Dabei geht es für uns auch darum, unterschiedliche Kompetenzen zu erlernen oder in sich wiederzuentdecken; Selbstvertrauen aufzubauen, das oft bedingt durch Krankheit oder Probleme in der Vergangenheit zerstört ist. Außerdem werden wir dabei unterstützt, einen Weg (zurück) ins Arbeitsleben zu finden. Da Arbeit aber nicht alles ist, haben wir bei KURS B auch die Möglichkeit, unsere eigene Balance zwischen Arbeit und Leben zu finden, um letzten Endes glücklich zu sein und zu bleiben.

Warum hast du dich für KURS B entschieden?

Ich habe mich aufgrund der angenehmen Atmosphäre und der sympathischen und herzlichen Mitarbeiter*innen (und Teilnehmer*innen) für KURS B entschieden. Mir hat besonders auch der kleine, geschützte Rahmen mit viel Fürsorge, Geborgenheit und Persönlichkeit gefallen. Bei anderen Leistungsanbietern, die ich mir angeschaut habe, hatte ich dieses Gefühl nicht, weil alles größer und anonymer war und ich das Gefühl hatte, dass mehr Druck auf mir lastet.

Was macht KURS B zu etwas Besonderem?

Uns gefällt an KURS B, dass alle die hier arbeiten oder teilnehmen so nett sind. Außerdem ist toll, dass man sich selbst einbringen kann und dadurch ein Gefühl bleibt, dass man als Mensch von Bedeutung ist.
Wir finden auch gut, dass man ständig neue Dinge ausprobieren kann, die man so in seinem Alltag vielleicht nie ausprobiert hätte und dadurch auch neue Fähigkeiten und Talente in sich entdeckt. Besonders angenehm ist auch, dass wir bei KURS B nicht unter Druck stehen und irgendeine Leistung erbringen müssen.
Besonders ist außerdem, dass wir als Menschen so akzeptiert werden, wie wir sind und wir uns nicht für irgendetwas schämen müssen, weil alle wohlwollend und vertrauensvoll miteinander umgehen.

Welcher war dein schönster Moment bei KURS B?

I.: Mein schönster Moment bei KURS B war rückblickend, dass ich hier eine gute Freundin gefunden habe.
S.: Meine schönsten Momente bei KURS B waren/sind die, in denen ich realisiere, was ich schon kann oder was ich im Vergleich zu früher gelernt habe.

Was wünschst du dir für deine eigene berufliche Zukunft? Wo soll die Reise hingehen?

Beide: Einen Job 20 bis 30h auf dem ersten Arbeitsmarkt, ohne Angst arbeiten.

Interview
mit Maik Niestreu, Geschäftsführung, Teil 2

Im zweiten Teil des Interviews mit Maik Niestreu wenden wir den Blick zeitlich und inhaltlich nach vorne. Auch hier orientieren wir uns wieder an den Fragen, die wir sonst Klient*innen im Rahmen der Sozial- und Verlaufsberichte stellen.

1. Inwieweit haben sich für Sie Ziele im Laufe des zurückliegenden Berichtszeitraums verändert? Sind neue Ziele hinzugekommen?

Im ersten Jahr der Geschäftsführung war ich sowohl bei den persönlichen Zielen, als auch bei den Qualitätszielen zu ambitioniert in quantitativer Hinsicht. Ich habe überschätzt, was alles in einem Jahr leistbar ist und habe unterschätzt, was im Alltag sonst noch alles anfällt. Ich bin immer noch dabei, eine Akzeptanz herzustellen, dass regelmäßig auch unvorhergesehene Themen aufkommen, die ad hoc bearbeitet werden müssen und dass es gut ist, sich auf wenige Ziele zu konzentrieren und zu gucken, dass dafür auch die Ressourcen da sind.
Als neues Ziel ist das aktuelle Bauvorhaben in Heimfeld hinzugekommen. Es geht um den Dach-Ausbau des Wohnhauses, dort sollen neue Büroflächen und Wohnmöglichkeiten entstehen. Das ist ein konkretes großes Ziel mit vielen Beteiligten, das ich im Alltag unterbringen und in kleine Teilziele runterbrechen muss. Ich habe zwar im Laufe meiner bisherigen beruflichen Erfahrung schon einige Projekte begleitet, dies ist jedoch das erste Bauprojekt mit gewissen Besonderheiten. Die Bauwirtschaft folgt da zum Teil eigenen Regeln. Auch hier spielt das Thema Akzeptanz eine Rolle. In einem anderen Wirtschaftszweig wird teilweise ganz anders gearbeitet und ich muss da zum Teil mitschwingen.

2. Inwieweit können Sie Ihre Ziele nach den „S.M.A.R.T.“-Kriterien formulieren?

Ich würde das gerne so machen und habe das auch Anfang des Jahres im Rahmen der Qualitätsziele für den Bereich der Geschäftsführung probiert, merke aber, dass es da viele Unwägbarkeiten gibt. Teilweise werden dabei auch die eigenen S.M.A.R.T.-Kriterien von der Realität eingeholt. An der Stelle ist ein Realitätsabgleich nötig, ähnlich wie bei Zielen von Klient*innen im Betreuungskontext.

3. Welche Maßnahmen erachten Sie als hilfreich zur Zielerreichung?

Einerseits eine realistische Planung, anderseits auch eine Verlässlichkeit, beispielsweise von externen Dienstleister*innen. Diese ist unter aktuellen Umständen nur bedingt gegeben. Zudem ist es hilfreich, mehr zu delegieren. Es ist für mich ein Lernprozess, die wesentlichen Punkte nicht immer selbst zu übernehmen, sondern auch mal abzugeben und dann auch aushalten zu können, dass die, die es machen, ihren eigenen Stil haben. Es ist durchaus hilfreich, dass ich auch loslasse.

4. Welchen Beitrag können andere zur Erreichung der gesetzten Ziele leisten?

Ein gutes aktuelles Beispiel ist die Verhandlung mit der Sozialbehörde über eine neue Leistungsart, die TaK-Maßnahme. Aus den Verhandlungen konnte ich mich im April komplett ausklinken. Ich habe mit meiner Kollegin Gundula Hildebrandt vereinbart, dass ich am Ende nochmal über das Konzept rüber gucke und eventuell noch ein paar Anmerkungen oder Korrekturen habe, ich die Verhandlung aber zum ersten Mal nicht selber führe. Dies ist etwas ganz Konkretes, wo ich merke, dass es mir guttut, anderseits eine gute Übung mich zu disziplinieren, nicht von der Seite reinzugrätschen.

5. In welchem Umfang können aus Ihrer Sicht Gruppen zum Erreichen der gesteckten Ziele beitragen?

Gruppen tragen dazu in hohem Maße bei. Sehen wir beispielsweise das Leitungsteam als eine Art Peergroup. Dort kann ich mir Beratung oder Meinungen abholen, erhalte Input oder kann mich auch mal entlasten. Dies ist ein Gruppensetting, das mir in der alltäglichen Arbeit guttut.
Zudem tun mir die „zwischen Tür und Angel-Gespräche“ gut. Dass man sich bei einem Kaffee austauscht und ein paar informelle, teils private Worte wechselt, ist ein schöner Aspekt des Jobs, der bei der Fähre nicht zu kurz kommt.

6. Welche Stundenarbeitszeit pro Woche streben Sie für den kommenden Berichtszeitraum an?

Im kommenden Berichtszeitraum fände ich es großartig, wenn ich im Durchschnitt auf 40 Stunden kommen würde. Derzeit sind es im Schnitt eher 45 Stunden die Woche. Es wäre meine Zielsetzung, meine Erwartungshaltung und auch die Erwartungshaltung meiner Familie, dass es sich bei 40 Stunden einpendelt.

Impressum

Die Fähre

Herausgeber:
Die Fähre e. V.
Heimfelder Straße 30
21075 Hamburg

Tel 040 2203966
Fax 040 2279017
E-Mail info@diefaehre-hamburg.de

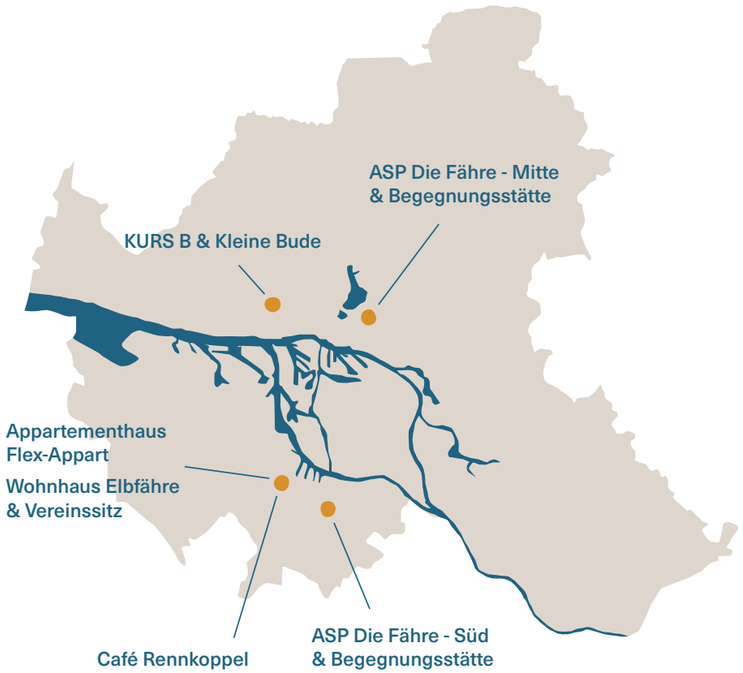
Vertreten durch den geschäftsführenden Vorstand: Maik Niestreu, Gundula Hildebrandt
Redaktion: S. Ehlers, D. Röhlk und T. Ramert
Gestaltung: www.artfabrikat.de

Fotos: S. Ehlers, D. Röhlk, A. Friebel, D. Zarif, P. Lorenz, D. Bunu, H. Scheb und T. Spielhoff
Auflage: 1.000
Druckerei: Oktoberdruck
© Alle Rechte vorbehalten, Vervielfältigung insgesamt oder in Teilen ist nur zulässig nach vorheriger schriftlicher Zustimmung des Herausgebers.

Dezember 2022

Aktuelle Informationen gibt es unter:
www.diefaehre-hamburg.de
www.kurs-b.de
www.cafe-rennkoppel.de
www.diephoenixklassemobilesatelier.de

Und auf Instagram:
/diefaehre
/kurs_b_bildungsagentur
/caferennkoppel
/diephoenixklasse_mobilesatelier



Der Druck erfolgte mit
freundlicher Unterstützung der
Sparkasse Harburg-Buxtehude.

Klimaneutral
Druckprodukt
ClimatePartner.com/53019-2212-1001

www.diefaehre-hamburg.de